

23]

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

„Ruhig zu leben? Was heißt das?“

„So wie Menschen leben. Dem Bourgeois soll es gestattet sein, von klein auf gar nichts zu tun, sein Leben lang, und einem anderen Menschen nicht einmal ein Jahr? Wir wollten nach Wien reisen, dort ausruhen und eine Propagandaschrift herausgeben. Wir haben dort einen Kameraden, einen Schriftsteller und noch einige Bekannte.“

„Und habt Ihr das Geld bekommen?“

„Viertausendachthundert Rubel.“

„Donnerwetter!“

„Der Kaufmann, der kannte uns. Denn wir waren schon früher einmal bei ihm, daß er's freiwillig hergibt. Man mußte ihn töten, damit er uns nicht verriet.“

„So, so. Und was habt Ihr mit dem vielen Geld gemacht?“

Wojtek wurde von großer Neugierde ergriffen, wie bei der Erzählung eines Märchens, als er noch klein war.

„Ja, es gelang nicht, es so zu machen, wie wir beabsichtigt hatten. Zuerst fiel einer herein mit seinem Teil. Er wurde verbannt, eingesperrt, und das Geld steckte der Chef der Landgendarmarie ein. Ein Jude unternahm es, für fünfzig Rubel dem Chef einen Brief zu überbringen. Ich schrieb, er möchte den Gefangenen freilassen, wofür er fünfhundert Rubel zurückbekommen kann. Das übrige aber sollte er abgeben, sonst drohe ihm der Tod. Er war einverstanden, ließ den Kameraden frei, und schon sollten wir alle drei weiterziehen, als der Freigelassene erklärte, daß er im ganzen nur zweihundert Rubel bekommen habe, während ihm mehr als tausend gebührten. Wir töteten den Chef, aber das Geld war hin. Wir schossen noch zwei Gendarmen nieder, denn sie ließen uns nicht ruhig fortl. Wir gehen also weiter, kommen in ein kleines Städtchen, voller Juden — es rauchte noch, es war ganz abgebrannt. Not, Elend, Geheul, alles kampiert unter freiem Himmel. Wir verteilten das Geld, und es blieben uns nur noch hundert Rubel.“

Wojtek begriff nichts.

„Was? Tatet Ihr das aus Barmherzigkeit? Oder um zu büßen?“

Und bei sich dachte er: Alles gelogen und erstunken!

„Ich verstehe Euch nicht. Wofür büßen? Die Menschen waren in Not, so haben wir Geld unter sie verteilt. Natürlich erhob sich dabei ein Geschrei, ein Gedränge entstand, wie das bei Juden ist. Als sie sahen, daß wir Geld verteilen, da hätten sie einander fast totgedrückt. Gerade um die Zeit kommen zwei Offiziere und zwei Damen geritten, um sich den Brand anzusehen; zehn Berst in der Nähe stand Artillerie. Wir hinderten sie nicht, spazieren zu reiten. Sie hielten und sahen zu. Sie sehen das viele Geld. Alle hatten Papiernoten in der Hand, und wir geben immer mehr. Sie fragen, wer wir seien. Wir antworten: Menschen. Ah, sagen sie, ihr seid von der Partei? Wo habt Ihr das Geld her? Wo sind die Pässe? Und: Hände hoch! — Ja, was wollen die Idioten? Der eine zieht einen Revolver heraus. Wir haben beide totgeschossen. Die Damen fielen von den Pferden. Darauf haben sie natürlich auf uns eine Treibjagd in der ganzen Umgebung eröffnet. Wir sahen eine Woche lang in den Wäldern und sind vor Hunger fast umgekommen.“

„Und was geschah dann? Bloß keine Lügen! Denn was soll das?“

„Ich lüge nie. Nur wenn es nötig ist, und hier ist gewiß keine solche Notwendigkeit.“

„Mancher lügt nur aus Prahlerei! Und weiß selbst nicht warum.“

„Ich bin nicht so. Uebrigens hat es auch in der Zeitung gestanden.“

„Und durch die Geschichte mit den Offizieren seid Ihr hereingefallen?“

„Zwei wurden bei einem Bauern ergriffen, jene Damen erkannten sie sofort, denn sie ritten mit den Soldaten überallhin mit. Ich war allein. Dann haben sie mich auf der Station erwischt, recht weit von jenem Ort, aber ich konnte noch

rechtzeitig den Revolver fortwerfen, und mein Paß war in Ordnung. Jene Damen aber erkannten mich nicht. Wir wurden dann allen diesen abgebrannten Juden vorgeführt, aber keiner wollte etwas wissen. Man verhaftete auch einige von ihnen, mußte sie aber freilassen.“

Die Geschichten unterhielten Stielza einige Stunden. Er vergaß ganz sein Schicksal, so ungewöhnlich war ihm dieser Durcheinander mit seinen Abenteuern. Und am meisten wunderte ihn, daß er gar keiner Partei angehörte, auch kein Bandit und kein Kämpfer war, der auf eigene Faust etwas unternimmt — sondern etwas ganz Fremdes, Unbekanntes. Ungewöhnlich verständlich für sein Alter, und auf alles hatte er eine Antwort bereit. Man mochte sich noch so sehr den Kopf zerbrechen, es war nicht zu verstehen! Dabei mußte man allem, was er sagte, unwillkürlich zustimmen, obwohl seine Meinungen so ganz unähnlich dem waren, was Stielza selbst wußte.

„Und jetzt? Geht, man läßt Euch frei, was dann?“

„Nichts. Ich werde für mich leben wie bisher. Vielleicht reise ich wieder auf ein Jahr nach Amerika. Ich habe dort Freunde, Italiener, mit denen ich meist verkehrte. Es sind Arbeiter in den Minen.“

„Also nehmt Ihr doch zuweilen auch Arbeit an?“

„So dumm bin ich nicht. Was ein anständiger Mensch ist, der soll nicht arbeiten, sondern kämpfen.“

„So! Und was soll die Welt essen?“

„Eben, weil die Welt immer essen will, so wird die Ordnung bald wieder zurückkehren, wenn einmal alles gründlich zerstört ist.“

„So, so. Und wie wollt Ihr nach Amerika kommen? Habt Ihr irgendwo Geld verdient?“

„Ich habe überall Geld. Ich hole es mir, wo ich es finde. Im Laden. Auf der Straße.“

„Staatsgeld, meinerwegen; aber so von jedem Beliebigen, das gefällt mir nicht. Regierungsgeld, das ist erlaubt. . . .“

„Alles ist erlaubt. Das versteht Ihr nicht.“

„Ich verstehe. Und ohne Euch kränken zu wollen, ich weiß wohl, daß nur Banditen . . .“

„Das ist nur ein Name, „Bandit“! Denn in Wirklichkeit. . . .“

„Ah, was soll man reden! Ihr habt Eure Meinung, wir unsere! Ein ganz gemeiner Räuber bringt mehr Nutzen als so ein Sozialist, der Fremdes nicht anzurühren, oder dem Reichen einen Stoß zu versetzen mag. . . . Die Sozialisten denken, das sei gerade gut, denn so hat es Gott eingerichtet! Vorurteile! Aber allmählich kommen die Leute zu Verstand. Eine neue Zeit kommt. Die große Revolution kommt, und die ganze Welt geht aus den Fugen. Alles, was besteht, wird zerstört werden. Die halbe Menschheit wird zugrunde gehen, aber was übrig bleibt, wird glücklich leben. So wird es sein!“

Als er dies sprach, veränderten sich seine Augen. Sie wurden hell und wurden dunkel. Tiefen öffneten sich in ihnen, und sie blickten so schrecklich, daß Wojtek ein Schauer überlief.

Doch bald beruhigten sich diese Augen, sahen gutmütig, unschuldig drein, ganz kindlich, so daß man hätte schwören mögen, daß, wer so blide, nicht fähig sei, eine Fliege zu kränken. Wojtek versank in Schweigen.

Die Neugierde für den wunderlichen Durcheinander verließ ihn. Er erinnerte sich an sein Schicksal, und es überfiel ihn der heftige Wunsch, zu schlafen. Er hatte sich bereits zurechtgelegt, als ihn ein überraschendes Gefühl von Freude plötzlich wieder aufriß. Etwas Gutes mußte geschehen sein oder sollte geschehen, und zwar sofort. Was war es?

Eine große Sorge war ihm von der Seele gefallen. Wie durch ein Wunder zeigte sich ein Ausweg aus diesem engen Ort, wie aus der Hölle. Was war es nur? — So lange hatte diese Sorge auf ihm gelastet, und plötzlich war die Erleichterung da. Jetzt mußte er es und setzte sich aufs Bett.

„Hört doch, unbekannter Mensch, denn ich weiß ja nicht, wie Ihr Euch nennt!“

„Mein Name ist Grizjal, wenn Ihr das braucht.“

„Nichts kann mir ein Name nützen. Sondern Ihr selbst. Erst aber jagt mir: Können Ihr Wort halten? Euch ist ja nichts heilig, darum weiß ich es nicht. Wenn nun jemand in der Todesstunde Euch um etwas bittet, wollt Ihr es ehrlich tun? Wollt Ihr es halten? Bei uns sagt man: Auf Ehre!“

Auß Wort! Bei der Unfähigkeit! Aber wie ist das mit Euch?"

"Was denn? — So sprecht doch einfach wie ein Mensch! Was wollt Ihr? Ich habe noch nie jemand betrogen, es sei dem Gendarmen oder Spitzel. Was soll ich für Euch tun? Meint Ihr, daß ich etwas tun soll, wenn ich frei bin? Zu Euren Renten gehn? Oder einen Brief hinbringen? Ich werde tun, was nötig ist. . ."

"Doch bedenkt dies, daß jetzt zu Euch ein Mensch redet, der an der Schwelle des Todes steht."

"Das ist für mich einerlei. Für mich bedeutet der Tod nichts. Nicht der des anderen noch mein eigener. Ich würde es auch für einen Lebenden tun, wenn ich kann."

"Also, das heißt: Sicherheit kann ich nicht haben? — Aber schließlich riskiere ich ja dabei nichts, denn wenn Ihr es nicht tut, wird eben aus der ganzen Sache nichts. Es handelt sich darum: ich möchte gern durch Euch einen Brief an mein Weib ins Dorf schicken. Nur ist der Brief sehr geheim."

"Gut. Ich werde ihn in den Kasten stecken. Gebt mir das Geld für die Marke, denn ich habe nichts. Nach Geld muß ich mich erst umsehen. Indessen kann der Brief zusammen mit mir zum Teufel gehen!"

"Mit der Post geht das aber nicht. Man müßte den Brief entweder hier in Warschau jemand von der Partei selbst übergeben, — aber erstens weiß ich selbst nicht, wo, und dann könnte ich Euch nicht vertrauen. . ."

"Sehet mich nur gut an. Sehe ich aus wie ein Spitzel?"

"Wojtek sah ihm lange in die Augen und rief aus: "Wenn ein solcher wie Du verraten sollte, dann gäbe es auf der Welt keine Wahrheit mehr, und nichts als Falschheit! Ich würde Euch schon vertrauen, in allem, aber wollt Ihr denn fahren? Es ist ziemlich weit. Es sei denn, da Euch doch schließlich gleich sein kann, wohin. . ."

"Nichts hält nichts an einem Orte fest."

"Die Bäuerin wird Euch gut aufnehmen. Ihr könnt bei uns ausruhen. Ihr werdet zu essen bekommen, wenn Ihr sagt, Ihr habt mich in meiner letzten Stunde gesehen. . ."

Doch hört: wagt es nicht, den Brief zu lesen. Das müßt Ihr mir zuschwören!"

"Nichts werde ich beschwören, und Euer Brief kümmert mich gar nichts!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Kleinen und die Großen.

Von Suhani Aho (Selsingfors).

Wer will wohl behaupten, daß die Großen und Starken auch die Mächtigsten sind und daß die Kleinen und Unbedeutenden die Schwachen wären? Daß es die Großen sind, die die Kleinen leiten und die Starken, die die Gesetze für die Schwachen schreiben?

Der Himmel ist klar und blau, still liegt des Meeres glatte Fläche. Bloß da und dort bricht sich ein Kreisel an fernem Schären, als ob das Meer noch im Schlafe aufkeufzte; denn es schläft niemals, ohne zu träumen, ist niemals in Ruhe. Langsam streicht eine Meeresströmung an einer langgestreckten felsigen Landzunge vorüber, deren Fuß sie bespült, während sie aus der Ferne kommt und nach der Ferne zieht. Heute fließt sie hier und morgen dort, und niemand kennt ihr Ziel und ihren Zweck. Aber immer geht ein Wehen durch das Dickicht des Seegrases und gehorsam beugen sich die Spizen des Tanges dem Willen der Strömung. Im ersten Braun schimmert der Boden des Meeres durch das grüne Wasser und drohend verschwindet die Brandung längs der Klippen in der geheimnisvollen Tiefe.

Ganz nahe der Wasseroberfläche, so nahe, daß das ruhige Wasser streife zieht, schwimmt ein Zug kleiner Fische gegen die Strömung längs der brandenden Klippen über den dunklen Grund und über die sich beugenden Tangwälder. Im endlosen Zuge scheinen die Kleinen Weisen aus dem Meere zu kommen und ziehen wieder gegen das Meer, an Landzungen und -spitzen vorübergehend, über Schären und niederen Strand, deren Wuchten sie besetzen und zwischen deren Gestein sie schwimmen.

Woher kommen sie und wohin lenken sie ihren Weg? Sie scheinen keine Führung zu haben, sich des Zielos, dem sie zustreben, nicht bewußt zu sein — haben keine andere Führung als das Bewußtsein der Gemeinsamkeit, kein anderes Ziel als die Strömung, gegen die sie streben. Nicht für einen einzigen Augenblick trennt sich einer dieser Hunderttausende von dem großen Zuge, nicht für einen einzigen Augenblick verändert der Zug seine Richtung, die ihm wie von altersher vorgezeichnet zu sein scheint. Es ist, als ob die Eintracht und der gemeinsame Wille dieser Hunderttausend unbedeutender Geschöpfchen zu einem einzigen

riesenhaften Wesen angewachsen wäre, das sich jetzt gegen das Meer hingießt und die Landzungen und Schären umspannt.

Aber in dem Gewässer, in dem dieser Riese dahinzieht, lauern tüdliche Hechte, Barsche und andere Raubtiere des Meeres. Sie schimmern goldig und kupferfarben wie eines Kriegers Rüstung, ihre Flossen leuchten wie rote Fahnen, auf dem Rücken tragen sie spiegelgleiche Waffen und im Munde spitze Zähne, wenn sie in ihren Verstecken hinter den Steinen, wie die Raubritter in ihren Burgen, lauern und dann mit milbleuchtenden Augen und weitgeöffnetem Rachen auf die Vorbeiziehenden losstürzen. Man nennt sie die „Könige des Meeres“ und die „Herrscher des Strandes“, und sie selbst glauben, daß ihnen diese Titel von rechtens zukommen und daß diese kleinen Fische ihre Untertanen sind, bloß dazu bestimmt, ihren Herren als Futter zu dienen.

Aber was bedeutet für einen Stamm von Hunderttausenden die Verheerung, die einige Hechte und Barsche zuwege bringen? Sie merken kaum die Nähe des Feindes und bemühen sich nicht einmal, ihm auszuweichen! Der Angriff ist nicht inständig, ihre Schlachtlinie zu brechen oder ihren Zug zu verändern. Hier und da versuchen vereinzelte mit einem Sprung durch die Luft angstvoll zu entfliehen, aber der große Zug zieht seinen Vormarsch ruhig fort, als ob nichts geschehen wäre. Die Verfolgten setzen sich nicht zur Wehr, sie fliehen nicht und beschleunigen nicht ihren Marsch. Nur die Strömung des ewigen Meeres bestimmt die Schnelligkeit und das Ziel der Wanderung, aber nicht einige Hechte und Barsche.

Und so sind es die Großen, die den Kleinen folgen müssen: die Könige des Meeres müssen immer im Kielwasser ihrer Untertanen schwimmen — um leben zu können. Die Kleinen Fische schlagen immer die eigene Richtung ein und die Großen sind gezwungen, sich von ihnen führen zu lassen.

Die Kleinen sind das Volk, die Großen ihre Bedrücker; aber wer kann da behaupten, daß die Großen und Starken die Mächtigsten sind und die Kleinen und Unbedeutenden die Schwachen? Daß es die Großen sind, die die Kleinen führen und die Starken, die die Gesetze für die Schwachen schreiben?

(Berechtigte Uebersetzung.)

Die englische Krankheit.

Die englische Krankheit, die man in der Medizin Rachitis*) nennt, ist eine schleichende und langwierige Krankheit des frühen Kindesalters. So mancher Mutter ist durch das ständige Kränkeln ihres Babys schon alle Lust und Freude am Leben und an dem Kinde genommen worden.

Die englische Krankheit ist unter den Arbeiterkindern sehr stark verbreitet. Leider sind über ihre Verbreitung keine statistischen Erhebungen vorhanden. Aber schon der Augenschein in den Straßen der Arbeiterviertel lehrt, daß die Zahl der Kinder mit englischer Krankheit sehr groß ist. Vor einigen Jahren hat der Berliner Arzt G. Lebh gefunden, daß von 314 Erstimpflingen eines Berliner Arbeiterviertels, die er untersuchte, 122 Kinder die englische Krankheit hatten; davon war die große Mehrzahl mit schwerer Rachitis befallen. Von den Kindern, die überhaupt in ärztliche Behandlung kommen, ist ein ganz gewaltiger Prozentsatz mit Rachitis befallen: so fand man, daß in einer Poliklinik in Berlin 65 Prozent aller in Behandlung gekommenen Kinder englische Krankheit hatten. In einer Wiener Poliklinik waren sogar 89 Prozent der behandelten Kinder rachitisch.

Man wird sich nun fragen, woher die Rachitis kommt. Das auffälligste Zeichen der englischen Krankheit ist die Verkrümmung der langen Knochen der Weichen der Kinder, und man hat sich darum gesagt, die Sache müsse so liegen, daß irgendein Umstand das Festwerden der Knochen verhindere. Und dieser Umstand müsse ein Mangel an Kalksalzen in der Nahrung sein, deren es bekanntlich beim Wachstum für das Festwerden des Skeletts bedarf. Man hat darum versucht, bei Tieren durch entsprechende Ernährung künstlich Rachitis hervorzurufen. Man hat zu diesem Zwecke junge wachsende Hunde mit einer Nahrung aufgezogen, in der es an Kalksalzen mangelte. Eine solche Nahrung ist z. B. das Fleisch oder der Reis. Für den wachsenden Organismus enthalten sie nicht genug Kalksalze. Die jungen Hunde wuchsen bei einer derartigen Ernährung mit krummen Weinen heran: denn ihre wachsenden Knochen können ja ohne viel Kalksalze in der Nahrung nicht fest werden. Als man aber die Knochen dieser Tiere unter dem Mikroskop untersuchte, da fand man, daß in ihnen sich nicht jene charakteristischen Veränderungen abspielten, die man bei der wirklichen englischen Krankheit beobachten kann. Es war also nicht gelungen, bei den Tieren durch Kalkmangel Rachitis hervorzurufen. Und das war eigentlich auch gar nicht anzunehmen; denn in der Milch, namentlich in der Kuhmilch, gibt es ja genug Kalksalze für den wachsenden Organismus.

Man hatte aber bei den Untersuchungen über die Ursache der Rachitis die Sache vielleicht nicht am richtigen Ende angefaßt, indem man all sein Augenmerk zunächst auf die Knochenverkrüm-

*) „Rachitis“ heißt griechisch eigentlich „Rückgratsentzündung“. Mit dieser Bezeichnung ist die für die englische Krankheit charakteristische Verkrümmung des Rückgrates angedeutet.

mungen lenke. Wir haben uns daran gewöhnt, die Knochenveränderungen als das eigentliche Wesen der englischen Krankheit anzusehen. Aber das ist nicht richtig. Denn die Knochenveränderungen sind nur eines unter den vielen anderen Krankheitszeichen der Rachitis. Es sind neben den Knochen immer eine ganze Menge andere Dinge, woran die rachitischen Kinder leiden: sie haben hartnäckige Brustkatarrhe, haben viel Durchfälle, ihre Lymphdrüsen und Milz sind häufig geschwollen und ihr Nervensystem ist krank, sie haben Krämpfe und andere nervöse Krankheitserscheinungen. All das kann man aber nicht bei den blassen und matten Kindern mit englischer Krankheit einfach etwa als Folge auf die kranken Knochen schieben. Es muß irgendetwas vorhanden sein, was den ganzen Körper der Kinder krank macht.

Wenn Suchen und Forschen ist man schließlich auf eine Reihe von Momenten gestoßen, die die Antwort geben sollten. Der Berliner Pathologe Hansemann hat vor sechs Jahren die erste Aufklärung gebracht.

Es ist schon seit langem bekannt, daß die Tiere, die in der freien Natur leben, nur selten krank werden. Gewiß gibt es Krankheiten auch unter den Tieren in der freien Natur, aber es handelt sich dann gewöhnlich um irgendeine sie plötzlich befallende Infektionskrankheit oder plötzlich eintretenden Nahrungsmangel oder einen plötzlichen Um Schlag der Witterung, die verheerend auf die Gesundheit der Tiere wirken, und die als Ausnahmeerscheinungen angesehen werden müssen. Die vielgestaltigen krankhaften Zustände, deren Beschreibung bei dem Menschen Wände ausfüllt, kommen bei den Tieren in der freien Natur nur ganz vereinzelt oder gar nicht vor. Anders aber bei den Tieren in der Gefangenschaft. Sie unterliegen einer ganzen Reihe von Krankheiten wie der Mensch. So ist bei den Tieren, die in Gemeinschaft mit dem Menschen leben, z. B. die Tuberkulose sehr verbreitet, wie wir das von den Kindern wissen, und ebenso von den Affen. Was für die Tuberkulose gilt, gilt auch für die Rachitis. In der Freiheit erkranken die Tiere niemals an Rachitis, in der Gefangenschaft aber, oder wenn sie zu Haustieren geworden sind, neigen sie zu dieser Krankheit. Nach Hansemann erkrankt z. B. niemals ein Affe in der Freiheit an Rachitis. Kommen aber Affen jung in die Gefangenschaft und bleiben sie längere Zeit, z. B. über ein halbes Jahr, darin, so werden sie fast ohne Ausnahme rachitisch. Auch die wilden großen Katzenarten in unseren zoologischen Gärten neigen zu Rachitis, vor allem die Löwen und Tiger. Und nicht nur die Säugetiere, sogar die Vögel neigen in der Gefangenschaft zu Rachitis.

Und genau so wie die Tiere in der Freiheit, verhalten sich auch die Menschen in der freien Natur. Alle Nachforschungen, die Hansemann hier angeestellt hat, haben ergeben, daß niemals Rachitis bei solchen Völkern vorkommt, die fern von der Kultur leben: die Kinder bei der Naturvölkern bekommen keine englische Krankheit.

Nun gut, die englische Krankheit kommt daher, daß wir uns von der freien Natur entfernt haben und uns den vieltausendfältigen Schädigungen ausgesetzt haben, die die Kultur mit sich bringt. Aber wir müssen mehr wissen, wenn wir gegen die Rachitis ankämpfen wollen. Denn die ganze Kultur, in der wir heute leben, können und wollen wir nicht über den Haufen werfen. Und vielleicht ist gar nicht die ganze Kultur an der Rachitis schuld? Also forschen wir weiter. Da knüpfen wir an eine Beobachtung an, die wir in einem alten Kulturlande machen können, und zwar in Japan. In Japan gibt es keine Rachitis. Auch in dem so armen japanischen Proletariat kommt keine Rachitis vor. Woran mag das nun liegen? Vielleicht an der Wohnart der Japaner? Hierin unterscheiden sich nämlich die Japaner in außerordentlicher Weise von uns Europäern. Sie wohnen in leichtgebauten Häusern, und diese haben Fenster nicht von Glas, sondern von Papier. Auch die Türen zwischen den einzelnen Wohnräumen sind gewöhnlich von Papier oder von Pappe. Die ganze Bauart des Hauses ist leicht, die Wände von Holz und dünn. Die Durchlüftung der Wohnräume in Japan ist dank dieser Bauart außerordentlich gut. Man ist mit Bezug auf frische Luft in seiner Wohnung so wie im Freien. Und man hat jederzeit die Möglichkeit, ins Freie zu kommen; denn die Wohnhäuser sind beinahe immer bloß Parterrehäuser, selten einstöckig. Ist das Wetter gut, so sind die Kinder stets im Freien, wo sie sich tummeln können. Auch die Mietskasernen, in denen in Japan die Arbeiter wohnen, sind Parterrehäuser resp. einstöckig. Auch hier können die Kinder stets leicht ins Freie.

Nun haben wir die Vermutung, daß der Mangel an frischer Luft und an freier Bewegung mit an der Rachitis schuld sein könnten. Für die Großstädte in Deutschland würde das gut zutreffen. Die Arbeiterbevölkerung wohnt hier in mehrstöckigen Mietskasernen, deren Höhe und Kluren klein sind. Ebenso sind die Wohnräume stets äußerst knapp bemessen. Die Luft in den Mietskasernen, die dichtgedrängt, Haus bei Haus, stehen, ist stickig. Hier leidet der Nachwuchs der Arbeiterbevölkerung, und jeder Spaziergang mit dem Säugling oder einem kleinen Kinde ist ein ganzes Unternehmen, namentlich wenn man mehrere Stock hoch wohnt. Die Kinder müssen in den schlecht durchlüfteten Räumen liegen und kommen nicht täglich an die frische Luft. Nach Hansemann erkranken darum die im Herbst geborenen Kinder häufig im gleich darauf folgenden Winter an Rachitis, während die im Frühjahr geborenen Kinder, die im Sommer mehr als im Winter die frische Luft genießen können, im Sommer gesund bleiben, um erst im Winter Rachitis zu bekommen. Hier liegt die Bedeutung des

Mangels an frischer Luft für das Zustandekommen der Rachitis deutlich zutage.

Daß der Mangel an frischer Luft, was zunächst durch das Wohnen in mehrstöckigen Mietskasernen bedingt wird, für das Zustandekommen der Rachitis von Bedeutung ist, kann auch daraus gefolgert werden, daß in Deutschland in den agrarischen Gegenden die Rachitis weniger Opfer fordert als in den industriellen.

Je stärker die Industrialisierung einer Gegend, desto mehr Rachitis in ihr. Man kann wohl annehmen, daß die mit der Industrialisierung Hand in Hand gehende Entfernung des Menschen von der freien Natur hier von Bedeutung ist.

Grotzahn erzählt in seiner Sozialen Pathologie, es sei ihm in London in den Arbeitervierteln aufgefallen, daß man dort nur selten Kinder mit rachitisch verkrümmten Knochen antreffe, während ja in Berlin und in seinen Vororten schon der bloße Augenschein lehrt, daß die Rachitis hier außerordentlich verbreitet ist. Grotzahn nimmt an, daß die besseren Verhältnisse mit Bezug auf die Rachitis in London zum Teil gegeben seien, in der in London fast ausschließlich üblichen Wohnweise in einstöckigen Häusern, aus deren engem, vielfach stallartigen Innern die Kinder jeden Augenblick ins Freie, wenn auch nur in die schmutzigen Höfe und schmutzigen Straßen, gelangen können. Das Londoner Arbeiterkind ist eben trotz der ungeheuren Größe der Stadt in viel höherem Maße Freiluftwesen, als die deutschen Kinder in den mit Mietskasernen bebauten Groß- und Mittelstädten Deutschlands, die mit Treppen und Korridorabzweigungen dem Kinde den Weg ins Freie erschweren und namentlich den eigentlich selbstverständlichen Aufenthalt des kleinen Kindes in Hof und Straße immer erst zu einer Aktion machen, die wegen ihrer Umständlichkeit kaum täglich und dann nur für kurze Zeit ins Werk gesetzt wird. Es ist sicher kein Zufall, daß man in den schottischen Großstädten, die in deutscher Art mit hohen Mietskasernen bebaut sind, auch wieder zahlreiche rachitische Kinder antreift.

Die Vermutung, daß Mangel an frischer Luft und an freier Bewegung bei den kleinen Kindern mit an der Rachitis schuld sei, muß also doch richtig sein. Die Rachitis kommt also daher, daß die schlecht ernährten und schlecht gewarteten Arbeiterkinder nicht genügend an die frische Luft, nicht genügend ins Freie kommen. Und das ist zunächst bedingt durch das Wohnen in Mietskasernen.

Wir sehen, es ist gar nicht die ganze Kultur, die wir über den Haufen werfen müssen, wenn wir gegen die englische Krankheit ankämpfen wollen. Wir müssen zunächst an eine Wohnungsreform denken. Die vielstöckigen Mietskasernen müssen verschwinden. Gartenstädte müssen entstehen, durch entsprechende Verkehrsmittel mit der fabrizierenden und handelnden Stadt verbunden. Eine solche Wohnungsreform kann nur durchgeführt werden, wenn sie in großzügiger Weise vom Staate in die Wege geleitet wird. Aber das ist der eigentliche Haken der Sache, daß diejenigen, die heute die Lenker des Staates sind, die herrschenden Klassen, diese Wohnungsreform gar nicht brauchen. Denn bei ihnen gibt es ja keine Wohnungsnot. Zum Teil wohnen sie ganz in Villenvierteln, zum Teil verbringen sie jedenfalls kürzere oder längere Zeit in der freien Natur, auf dem Lande oder an der See. Und dann reicht es ja auch gar nicht an Geld für eine großzügige Wohnungsreform. Die Steuern müssen für viel wichtigere Dinge verwendet werden. Z. B. für Panzerschiffe und Kanonen.

Im Kampfe gegen die englische Krankheit ist nun natürlich auch mit der Wohnungsreform allein nicht alles getan. Auch bessere Ernährung und bessere Wartung der Kinder tut not. Hier knüpft der Kampf gegen die Rachitis an den allgemeinen Kampf der Arbeiterklasse um bessere Lebensbedingungen an.

D. A. Lipschütz.

Kleines Feuilleton.

Das Zahlenlotto in Preußen. Es gehört zum Wesen der Hohenzollern-Legende, in den angestammten Landesvätern Muster politischer Weisheit und Vorbilder der Volksfürsorge zu erblicken. Insbesondere Friedrich II. ist ein beliebtes Schulbeispiel dieser Gesichtsbildung. In Wahrheit hat er natürlich die überall üblichen Methoden des absolutistischen Regiments gehandhabt. Das Zahlenlotto, das er seinen Untertanen bescherte, zeigt, wie jede „innere Politik“ ihm recht war, wenn sie nur Geld, viel Geld in die Kassen führte. Am 8. Februar sind genau 150 Jahre verflossen, daß diese Volksbeglückung in Preußen eingeführt wurde. Diese Kulturtat soll an ihrem Jubiläumstage nicht ungefeiert vorübergehen.

Die Klassenlotterie bestand in Preußen bereits seit 1703, aber nach dem Siebenjährigen Krieg brauchte man weitere Künste, das Volk zu schröpfen und kam auf das Zahlenlotto. So verfiel denn auch Preußen jenem großen Raub des 18. Jahrhunderts, der wie ein Verderben bringender Wirbelwind über die Lande segte und den Armen nach trunkenen Hoffnungen die letzten Heller aus der Tasche zog. Da das Zahlenlotto Art und Höhe der Teilnahme jedem einzelnen überließ, da sie eine trügerische Aussicht auf Riesengewinne verhielt, deren Erlangung höchst unwahrscheinlich war, so stobelte sie die Spielwut in den unteren Schichten des Volkes aufs höchste an und säte Not und Verzweiflung. „Die

Küsten gönnten dem Volke für alle Unterdrückung und Unbill das Lotto", sagt ein Sittenschilderer der Zeit, und in den Straßen Berlins wie anderwärts sang man damals die Verse: "Die Pest gab die Natur dem Oriente, Unbillig ist sie nie; Dafür gab sie dem Okzidente Die Zahlenlotterie." In den Komödien der Zeit ist von Selters vielgespieltem Stück "Das Los in der Lotterie" an bis zu Restros Wassen von dem erregenden Rauber des Lottos die Rede. Hochstapler und Abenteurer bemächtigen sich dieser glänzenden Methode, die Leidenschaften zu entfiammen und die Gemüter zu verwirren; sie nehmen zum Teil die Lotteriegewinne selbst in die Hand. Casanova ist in dieser Hinsicht in Venedig tätig, Cagliostro beschwindelt die Londoner, indem er seinen Kunden durch labballistische Geheimnisse die gewinnenden Nummern angibt, und solch ein fragwürdiger Industrieritter ist es auch, in dessen Hände Friedrich II. die Einführung des Lottos in Preußen legt.

Calzabigi hieß der Abenteurer von dunkler Herkunft, den der König sich wegen seiner Geschäftslüchtigkeit empfehlen ließ. Man hatte auf seine ebenso hervorragenden Schwindlertalente aufmerksam gemacht. Aber Friedrich II. antwortete: "Ich erlaube ihm, mich zu beschließen, wenn er nur was zustande bringt". Die Zahlenlotterie war eins der ersten Projekte, die das neue Finanzgenie dem König vorlegte. Friedrich war mit Feuer und Flamme dabei und am 31. August 1763 fand die erste Ziehung statt. Sie fand, um das allgemeine Interesse der Bevölkerung zu erwecken, öffentlich auf der Treppe eines Privathauses statt. Die Erwartungen, die der König an das neue Unternehmen knüpfte, erfüllten sich nicht, und so ließ er sich denn schon im nächsten Jahre dazu herbei, das Lotteriegewinn an Calzabigi zu verpachten. Wie Prof. Warschauer in seinen bei Carl Curtius erschienenen "Lotteriestudien" ausführlich, mag der Abenteurer von Anfang an absichtlich Verwirrung in die Geschäftsführung gebracht haben, um den König zu einer Verpachtung an ihn zu zwingen. Das Personal bestand aus Franzosen, die fast durchweg fragwürdige Existenzen und Industrieritter waren; alle Korrespondenzen wurden französisch geführt, so daß das niedere Volk, für das das Lotto hauptsächlich gedacht war, davon gar nichts verstand. 1764 zwang man Calzabigi, die deutsche Sprache einzuführen; es traten ihm als Aktionäre, die mitverdienen wollen, Persönlichkeiten aus den höchsten Kreisen, so der Bruder des Königs Prinz Ferdinand und die Grafen Neuf und Lotum zur Seite. Der König hielt mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit an Calzabigi fest, und so hielt er sich trotz der schlechtesten Geschäftsführung noch drei Jahre, bis er 1767 durch Kabinettsorder entlassen wurde. Dann kam das Unternehmen in geregeltere Bahnen und wurde bis zum Jahre 1794 verschiedentlich verpachtet. Schließlich warf die Zahlenlotterie so bedeutende Gewinne ab, daß man 1794 in Staatsregie übernahm. Dem schamlosen Geschäft wurde ein wohlthätiges Mäntelchen umgelegt: von dem Gewinn erhielten damals 90 Mädchen aus den Waisenhäusern Berlins eine Aussteuer von 50 Talern, und auch sonst wurde damit etwas Wohlfahrtspflege getrieben. Trotzdem richtete das Lotto natürlich die schwersten materiellen und moralischen Schäden an. So sind uns Berichte aus Ludentalbe erhalten, wo die ganze Stadt vom Spielteufel ergriffen war, die Bürger sich zu Veruntreuungen verleiten ließen, die Frauen ihre Männer hintergingen und schließlich die Behörde einschreiten mußte. Aus "moralischen Gründen" wurde erst 1810 die Aufhebung der Zahlenlotterie in Preußen verordnet.

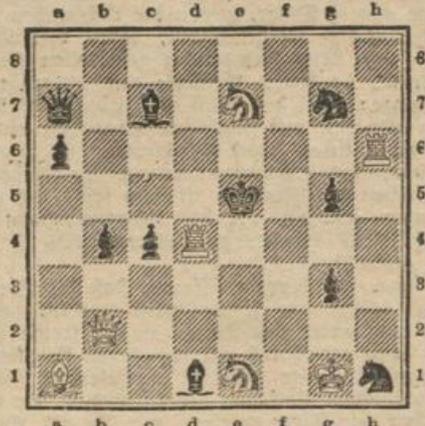
Naturwissenschaftliches.

Die Abrüstung in der Tierwelt. In den großen naturwissenschaftlichen Museen, die auch mit Nesten ausgestorbener Tiere reichlich ausgestattet sind — so schreibt die "Natur" —, finden sich stets zahlreiche Skelette, die den Beweis liefern, daß in früheren Zeiten der Erdgeschichte manche Tiere, auch solche von ungeheurer Größe, wie sie jetzt gar nicht mehr erreicht wird, mit Panzern von erstaunlicher Mächtigkeit ausgerüstet waren. Es ist nun eine höchst reizvolle Aufgabe für den Naturforscher, durch Vergleiche der ausgestorbenen Tierwelt mit der noch lebenden zu verfolgen, wie die einzelnen Familien sowohl größerer wie kleinerer Tiere im Laufe der Zeit ihre Rüstungen zum Teil gänzlich abgelegt haben. Es gibt ja auch heute noch recht tüchtig gepanzerte Lebewesen. Unter den niederen Tieren, namentlich unter den Insekten, braucht man nach Beispielen nicht lange zu suchen. Aber auch unter den großen Wirbeltieren, gerade unter den Riesen ihrer Klasse, finden sich die "Dickhäuter" mit ihrem dicken Fell, das erst die mörderischen Geischoße der Neuzeit zu durchdringen vermochten. Außerdem fallen jedem sofort Wesen wie Schildkröten und Gürteltiere ein. Dennoch läßt sich nach Dr. Oswald der Nachweis führen, daß im allgemeinen in der Tierwelt die Neigung zum Ausbruch kommt, die Rüstung abzulegen. Die Amphibien und Reptilien, die heute meist nackt oder schlecht behaart sind, haben Vorfahren mit einer kostbaren Panzerung gehabt. Die Zahl der Knochenfische, die vor alters vielfach in einen soliden Panzer eingeschlossen waren, ist wesentlich zurückgegangen oder hat ihr Schutzkleid zum größten Teil verloren. Die Gürteltiere stammen von Ahnen ab, die einschließlich des Schwanzes und der Beine in Knochenpanzern von riesigem Gewicht steckten, und sogar die Wale und Delfine, deren Haut bei den heutigen Vertretern nur durch die dicke Fettschicht eine erhebliche Widerstandskraft erhält, sind die Nachkommen gepanzelter Tiere.

Schach.

Unter Leitung von S. Kap'n.

Seele.



2+ (189-290 T)

Wir entnehmen das obige preisgekürzte Problem der neuen, vom Weltmeister Dr. Em. Lasker herausgegebenen, monatlichen Schachzeitung "Der Schachwart" (Organ der Berliner Schachgesellschaft. Zu beziehen vom Verlag Hans Joseph, Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 159. Jahrespreis 3 M.) Der Name des Herausgebers bürgt für ein interessantes Schachblatt.

Die nachstehende, ältere aber interessante Partie entnehmen wir der kürzlich erschienenen zweiten Teillieferung des neuen "Witruers". — Dr. Narsch bemerkt, daß nachdem "die Autorität des Witruers bezüglich der Spielregeln dahin ist", die Angabe einer zuverlässigen Quelle vonnöten ist. Er empfiehlt "Manneforts Schachkalender 1913". Wir können uns dieser Empfehlung nur anschließen, weil das saubere Büchlein wirklich vorzüglich ist. Als besonders geistreich möchten wir die Erklärungen von D. Przepiorka zur Herstellung von Paarungstafeln für Turniere hervorheben nebst einem von J. Kohn konstruierten mechanischen Schieber zum selben Zwecke. Bei der Organisation von Klubturnieren wird hierdurch Zeit und Mühe gespart. Mitglieder des Arbeiter-Schachbundes erhalten den Kalender bei Bezug durch den Bundesvorstand zum halben Preise. (80 Pf.)

Gambit-Damiano.

E. Schiffrer † M. Lshigorin †

1. e2-e4 e7-e5

2. Sg1-f3 f7-f6

Der neue Witruer enthält eine unliebsame Lücke in bezug auf den Zug 2. Dc7?!, der überhaupt nicht erwähnt ist? Dessen Widerlegung ist jedoch nicht bekannt und der Zug ist vielleicht ganz korrekt. Gewöhnlich geschieht hierauf: 3. Sc3, c6; 4. d4, d6; 5. Le4, g6; 6. Lg5, f6; 7. Le3, Sh6; 8. h3, Sf7; 9. Dd2, Lg7 und Schwarz erlangt allmählich mit 0-0, Kh8, Le6, Sd7 und event. f6-f5 ein aussichtsvolles Spiel.

3. Sf3xe5

Dies ist das in Einfallerfreisen sehr bekannte "Gambit Damiano", das aber nur im Falle der Annahme gewinnbringend ist. Stärkere Züge sind 3. d4! oder auch 3. Le4. Der "Witruer" behandelt jedoch in den Tabellen nur (?) den letzteren, während er 3. d4! überhaupt nicht ausführt und für 3. Le4 nur eine wenig beweiskräftige Partie angibt. Ein Kompendium des gesamten analytischen Schachwissens dürfte sich derartige Lücken in bezug auf eine so bekannte Eröffnung nicht erlauben.

3. Dd8-e7!

3. fe5; 4. Dh5+, Ke7; 5. Dxe7, Kf7; 6. Le4+, d5; 7. Lxe5+, Kg6; 8. h4t, h6; 9. Lxb7, Ld6; 10. Da5 und gewinnt.

4. Se5-f3 d7-d5

5. d2-d3 d5xe4

6. d3xe4 De7xe4†

7. Lf1-e2 Sb8-c6

Mit 7. Lb4† (vom Witruer gar nicht erwähnt) wird der Angriff Sg3 befördert und Schwarz kommt

zur Rochade mit verteidigungsfähigem Spiel.

8. 0-0 Le8-d7

9. Sb1-c3 De4-g6

Auf 9. De6 sagt der Witruer: „10. Sd4, SxS; 11. Dxd4 und Schwarz darf nicht rochieren“. Aber warum denn? Woher ist 11. e5 nebst event. 0-0-0 gebündelt?

10. Sf3-e5! Sc6xe5

11. Le2-h5 0-0-0

12. Lh5xg6 h7xg6

13. Dd1-e2 Lf8-d6

14. Sc3-e4?

Lf4 war das richtige.

14. Se5-f3†!

15. g2xf3 Ld6xh2†

16. Kg1-g2 Ld7-h3†

17. Kg2-h1 Lh2-e5

18. Da2-e1

19. Kc1, Lh2†; 19. Kh1, Le5 re. mit Remisschluß war vorzuziehen.

18. Lh3-g4†

19. Kh1-g1 Lg4xf3

20. Se4-g3 Sg8-e7

21. Dd1-e3 Lf3-c6

22. De3xa7

Dies ist fehlerhaft, aber Weiß steht überhaupt schon schlecht.

22. Th8-h1†!

Von J. Wieses angegeben. In

Bittlichkeit geschah b7-b6? und die

Partie wurde später noch remis.

23. Sg3xh1 Le5-h2†!

24. Kg1xh2 Td8-h8†

25. Kh2-g3 Se7-f6†

26. Kg3-f4 Th8-h4†

Eine inkorrekte, aber glänzende Partie, die beweist, daß das berühmte "Gambit Damiano" noch einer Unterfuchung bedarf.

Prisikasten. G. M., Wien. Den Schluß der spanischen Analyse bringen wir wegen Anhäufung an Material das nächste Mal.